

# Tigerjagd in Indien

Autor(en): **Prettenhofer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 48

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647066>

## **Nutzungsbedingungen**

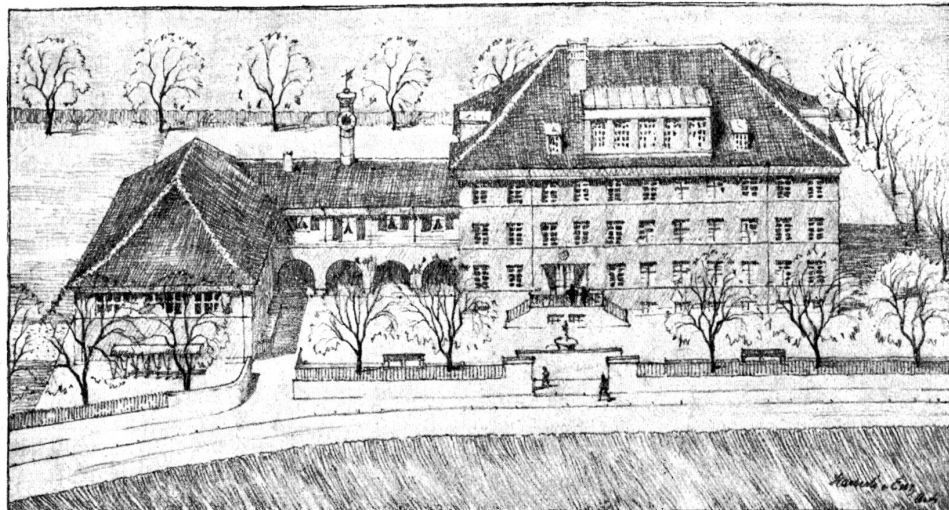
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Turnhalle und ein prächtiger Saal im Dachstod: das sind einige Kennzeichen des neuzeitlich gedachten und ausgeführten Baues, der auch durch die Aufteilung in einen Haupttrakt mit verbindender Abwartwohnung zur Turnhalle die landschaftlich passende Gliederung gefunden hat. Ein weiter Spiel- und Turnplatz und die sonst freie Lage umgeben das Ganze mit der naturnahen Stimmung der modernen Schulideen.

Der gediegene Bau wurde entworfen von den Architekten Häberli & Enz in Bern und entstand unter der Leitung von Architekt Enz in erspriechlicher Zusammenarbeit mit den Behörden von Muri, die den Kostenaufwand von 900,000 Franken nicht scheuten. Und die Steuerzahler von Muri-Gümligen werden ihre Opfer nicht zu bereuen haben; denn das imposante Werk des Gemeinschaftsinnens wird auch in der darin aufwachsenden Jugend den staatsbürgerlichen Geist des Zusammenarbeitens wecken und stärken. G. L.



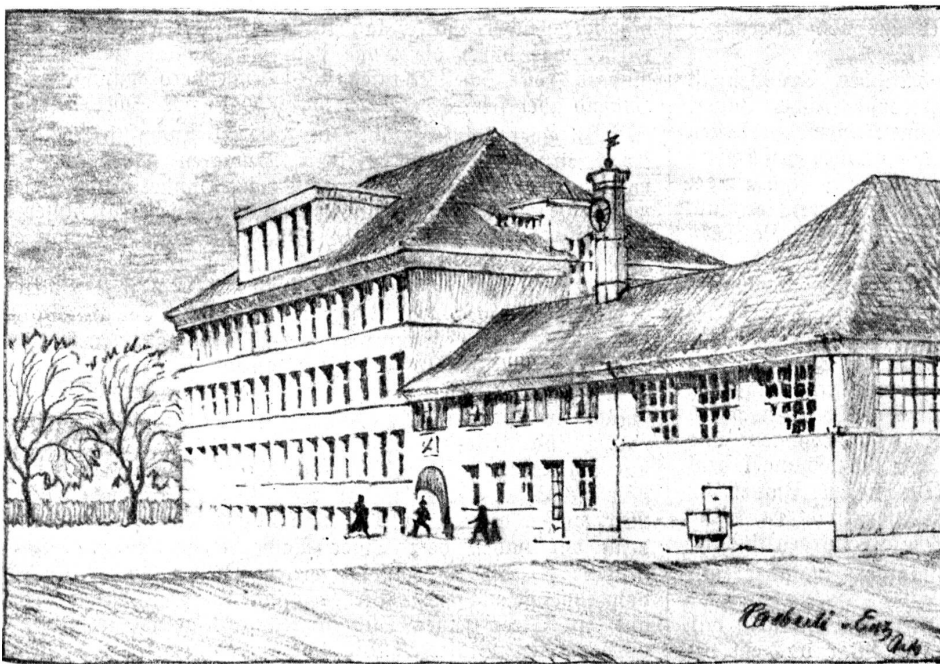
Das Seldenberg-Schulhaus in Muri. — Süd-Ost-Seite.

Architekten Häberli & Enz.

### Kaufmannslehre vor 400 Jahren.

In einer alten Chronik — ihr Alter beträgt mehr als 400 Jahre — werden Regeln gegeben, wie man junge Kaufleute auszubilden habe. Einige davon seien mitgeteilt: „Ist dir an aine Kundin was gelegen, so mache dich gesellig, sage, daß sie schönleibig seye und du Wohlgefallen an ihr findest, sie wird geblendet sein und kanstu auf vortheilhaften Verkauff sicher sein, auch wenn die Weiber häßlich und narbig sind, thue ihnen schön, es bringt Nuß.“ Anderes: „Ist dir an hübsche Kundin gelegen, so mache dich gefällig, mache den Zeigefinger an die Zunge nah, greif ihr damit auf die Wade oder Halskrause, thue als

hättest du ein Ungeziefere gefangen, werfe es auf die Erde und trette darauf, sie wird dir danken für den freundschaftlichen Dienst, den du ir getan, pringt dir Nuß.“ Anderes: „Wenn dir ein Ratsherr oder einer von der Geistlichkeit etwas nach Ele oder Gewicht abkauffen thut, oder gar nach Mählein, so laß ale Bortheilhaftigkeiten weg, diese galanten Herren thun alles nachwiegen, und messen und werden dich darob loben und sonderlich eren.“ Regul I. „Fahrt Du auf Jahrmart durch Hern-Gauen oder Wald, nimm klaine Rad an deine Wagen und hite dich, daß du kaine Grundruhr zahlen mußt, sonst ist dain Gewinn verloren.“ (Anmerkung: große Räder werfen Wagen leichter um, und alle Waren, die auf fremden Boden fielen, gehörten dem Grundbesitzer!) Regul II. „Sast du daine War gut auf den Mark gebracht, hite dich vor zwei Ibeln, fir Markdibbe und fir Meggdelen.“ Regul III. „Deine Gröschle und Pfennige trage fleißig in dain Laibgurt und laß nicht merken, daß du einen hast, so du eine Brennjuppe kaufst gebe nur ein 2 Pfennigstück zum Auswechseln, daß man kain Geld bei dir glaubet. Gaudibbe sind überall. Wirst du selbstendiger Kremer, so gehen alle Woche zweimal zur Messe und alle 14 Tage zur Weiße, aber nur in dain Sprengel, wo du als ansehnlicher Kaufherr wirst geehrt werden und kain böser Leumund pringt dir Schaden. Auch ein grines Käplein ist dir anzuraten. Sch.



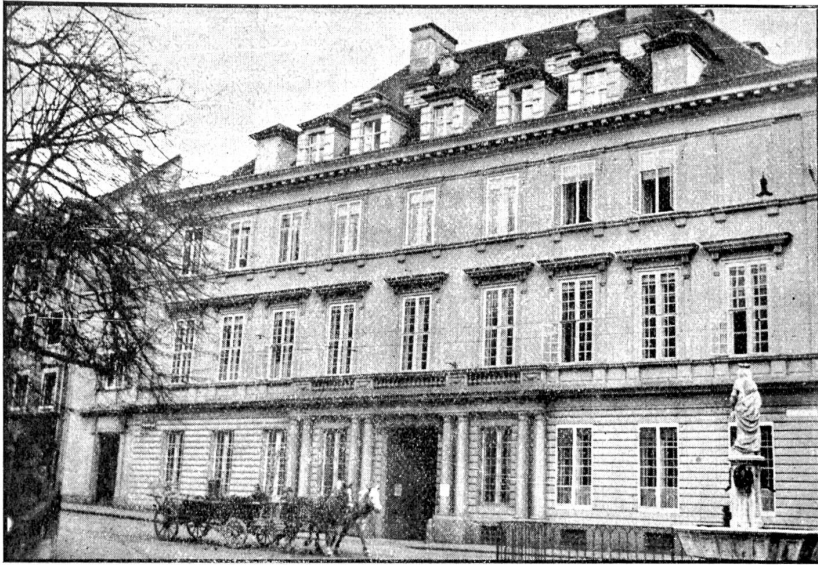
Das Seldenberg-Schulhaus in Muri. — Nord-West-Seite.

Architekten Häberli & Enz.

### Tigerjagd in Indien.

Von Dr. C. Brettenhofer, Wien.

Weggeschrei gellte über den eben noch so idyllischen Platz am Brunnen des bengalischen Dorfes. Zona war tot... Zona, das zwölfjährige Mädchen, das morgen dem zwölfjährigen Büffelhirten Toomeri hätte vermählt werden sollen. Ihr Name bedeutete Gold und sie war wirklich der Schatz des ganzen Dorfes gewesen, stets heitere Lieder auf den Lippen



Das Haus zum „Kirchgarten“ in Basel, das von den Baslern der Bank für die internationalen Zahlungen zur Verfügung gestellt wird.

und Sonne in den dunklen Samtaugen. Als sie heute aus dem heiligen Gangesstrom Wasser holte, hatte sie der Tiger zerrissen. Sonst flieht der Tiger den Menschen, nur seinen Herden ist er gefährlich. Wird aber der Tiger alt, verliert er die Zähne, so daß er einen Büffel nicht mehr bewältigen kann, dann ist er darauf angewiesen, sich mit Menschenfleisch zu begnügen. Hat er solches einmal gekostet, so zieht er es jeder anderen Nahrung vor. Vor Zona hatte sich die Bestie schon mehrere Opfer aus dem Dorfe geholt, war aber allen Verfolgungen entgangen. Mit Ausnahme der unglücklichen Opfer hatte niemand den Tiger zu Gesichte bekommen. Der Aberglaube regte sich: Er ist der Geist des kürzlich verstorbenen grausamen Häuptlings Machua, der durch Seelenwanderung Tiger geworden ist. Da kann nur der weiße Mann helfen, der die Macht in den Händen hat, über die Leiber wie über die Geister, der die Dämonen gefesselt hat, daß sie ihm seine Maschinen treiben, mit denen er Pflüge über die Felder zieht, ohne Ochsen vorzuspannen und das Wasser aus den Tiefen der Erde pumpt.

Ein Uebungslager der indisch-britischen Truppen ist nicht allzu weit. Dem Oberst, einem leidenschaftlichen Jäger, ist es willkommen, der Bevölkerung einen Dienst zu leisten und sich und seinen Offizieren ein Jagdvergnügen zu schaffen. Unter den Elefanten im Train des Regimentes sind einige, die für die Tigerjagd besonders sorgfältig abgerichtet sind, so daß sie den König des Dschungels und der asiatischen Steppe nicht mehr scheuen. Ihre Stoßzähne sind abgeschnitten und an den Enden mit Kupferdrähten umwunden worden, damit sie sich nicht zersplittern. Auf den drei Meter hohen Rücken wurden Kasten angebracht „Howdahs“, in denen die Schützen saßen. Am Nacken des Elefanten saß ein Eingeborener und lenkte ihn mit seinem eisenbeschlagenen Stabe, dem Raunkus. Viele Hunderte von Treibern waren aufgeboden, die mit lautem Geschrei, mit Trommeln und andern Lärminstrumenten durch das Bambusdschungel brachen, den Tiger aufzuschrecken. — Da stiegen Pfauen in Edelsteinglanze aus dem Röhricht auf, Affen freischten, Wildschweine und Gazellen, Panther und Schakale wurden flüchtig.

Kein Schuß fiel. Nur dem königlichen Räuber galt die gesamte Aufmerksamkeit.

Gabelweide freisten in den Lüften, sie ahnten, daß heute Beute für sie abfallen werde... War das ein bewegter gelber Bambus mit dem Schatten dunkler Blätter? Ja, das war der Tiger, der auf leisen Raßensohlen davon-

schleichen wollte. Ein Schuß des Obersten verwundete ihn nur leicht. Zu äußerster Wut gereizt, stellt er sich dem Feinde, zum Sprunge geduckt. Mit einem Riesensatz springt er bis zum Schützen empor, seine Pranke fest den Taster vom Nacken des Elefanten, sein furchtbares Gebiß schnappt nach dem Arm des Obersten, der nicht Platz hat, von seinem Gewehr gegen den allzunahen Feind Gebrauch zu machen und instinktiv nach dem Browning greift. Er käme zu spät, zahlte mit seinem Leben das Unterfangen, mit Elefantensfüßen das Dschungel niedertrampeln zu lassen und dessen König von unerreichbar scheinendem Sitze aus niederzuknallen. Menschenkraft wäre dem Tigerprung nicht gewachsen, hätte ihr nicht das Tier, dessen Riesenkraft sich so leicht dem Menschenwillen unterordnet: Der Elefant hatte beim Nahen des Tigers seinen empfindlichen Rüssel, das Sinnesorgan, das ihm nicht nur Geruchswahrnehmung vor dem Feinde, sondern auch Hand zum Essen und Trinken und Verteidigungswaffe ist, ängstlich zusammengerollt. Nun, da er den Tiger

neben seinem Ohr fühlte, machte er mit seinem mächtigen Haupte eine Kopfbewegung, wie man eine lästige Fliege verscheucht. Die Kraft dieses Kopfschüttelns genügte, den am Höhepunkt seines Sprunges angelangten Tiger im Wurzelbaum vor die Füße des Elefanten zu werfen, wo er betäubt liegen blieb. Nun ließ sich der siegreiche Elefant rasch auf die Knie nieder, so daß sich der Oberst an den Kasten klammern mußte, um nicht hinabgeschleudert zu werden. Ehe sich der Tiger aus der Betäubung erholte, hatten sich die Knie des Elefanten auf seinen sonst so gelenkigen Leib gesenkt, sein wütendes Brüllen schreckte den Elefanten nicht ab, mit ganzer Wucht den sich windenden Tigerleib zu quetschen, daß die Knochen knackten und unter Wehzen das Leben entfloß. Dann stellte sich der Elefant wieder auf die Füße, trompetete eine Siegesfanfare und schwenkte mit dem Rüssel den von ihm erlegten Tiger am Schwanz durch die Lüfte.

Der Elefantenführer, den der Brankenhieb des Tigers hinabgeschleudert hatte, lag tot im Bambus, sein Nackenwirbel war durch die Taze gebrochen. Man richtete ihm alsbald den Scheiterhaufen zur Leichenverbrennung. Die Jugend aber feierte den Sieg durch Tanz mit Schellenklang.

In einer Pause erzählte der alte Elefantenführer Agga im Kreise: In meiner Heimat Bengalen haben wir in meiner Jugend den Tiger ohne die Donnerbüchse dieser weißen Sahibs (Herren) erlegt, nur durch die Kraft unseres Armes. Hatte der Tiger ein Stück Vieh zerrissen, das er nicht ganz davontragen konnte, so haben wir seinen Wechsel in der Nähe ausgespürt und dorthin die breiten Blätter des Krausbaumes mit Vogelleim bestrichen, gelegt. Dann sind wir auf die Bäume geklettert und haben gewartet. Das Herz hat geklopft... Der Abend ist gekommen, der Tau ist gefallen, der Kupferschmiedvogel hat gesungen, als schlug er mit einem Hammer auf einen Kessel. Fledermäuse sind geflogen. Da raschelt etwas — nein, es ist nur ein Stachelschwein. Kommt der Tiger nicht? Haben ihm die Affen verraten, daß wir auf den Bäumen sitzen? Wir wollen ausharren Tag und Nacht und wieder Nacht, denn wir haben dem Tiger Rache geschworen. Schakale heulen... Wird der Tiger diesen Dieben den Rest des von ihm geschlagenen Viehes gönnen? Der Mond geht auf, ein Streif seines Silberlichtes fällt gerade auf unsere vorbereiteten Blätter. Wir hören nichts, aber nun fällt ein Schatten auf den Streif Mondlichtes. Wir sehen nichts, aber wir fühlen: Er ist da... Der Schatten steht still.

Der Tiger ist auf eines der klebrigen Blätter getreten. Er ist reinlich wie eine Katze, will das Blatt abstreifen, dabei bleibt ein zweites hängen. Er nimmt die zweite Vorder- tate zu Hilfe. Jetzt klebt das Blatt an dieser. Mit dem Kopfe will er die Brante von dem lästigen Anhängsel be- freien. Das Blatt verklebt ihm die Augen. Er trampelt mit allen vier Füßen zornig umher, immer mehr Blätter bleiben hängen. Er scheuert den verklebten Kopf am Boden, seine Schnauze wird immer mehr in Blätter und Erde gehüllt. Brüllend wälzt er sich, immer mehr verklebt sich sein reinliches Fell, er wird ein heulendes Bündel von Blättern, alle Gliedmaßen und der Kopf sind unentrinnbar verstrickt. Ich steige als Erster vom Baume. Hundert Arme schwingen die Keulen von Eichenholz, so erschlagen wir ihn, ohne daß er sich wehren kann. Wir haben keine Elefanten gebraucht.

Die Jungen behaupten, das sei Jägerlatein, die Alten aber bleiben dabei, nur zu ihrer Zeit habe man auf mannes- würdige Weise mit Mut und Klugheit den Tiger erlegt, was aber heute die Weißen treiben, sei kein Weidwerk, son- dern elende Nasjägererei, bei der nur die eingebornen Treiber und Elefantenführer eine Gefahr tragen.

## Verfcherztes Glück.

Novelle von Maria Dutli-Rutishauser.

(Schluß.)

Der Halden-Jakob trank an diesem Abend zum ersten- mal seit seinen jungen Tagen ein wenig über den Durst. Sein Mädchen gefiel ihm — die ließ nichts an sich kommen.

Am andern Morgen und noch oft in den folgenden Tagen freute sich der alte Haldenbauer über die Abfuhr, die Trudn dem jungen Auer bereitet hatte. Er dachte an seine eigene Jugendzeit und an den Stolz, der ihm trotz seiner kleinen Verhältnisse den Kopf trotzig tragen ließ. Damals freilich war der Unterschied zwischen arm und reich nicht so groß gewesen wie heute, aber doch hatte er es nie verwinden können, daß seine Kindzaine droben an der Halde gestanden hatte. Da war das Trudn nicht so. Das schien sich grad eben an der Tatsache, vom Haldenhöflein zu sein, zu freuen und vergab sich nichts gegenüber den reichen Bauerntöchtern des Dorfes.

Manchmal, wenn die Trudn nach jenem Kilbisonntag am Bühlerhaus vorüber ging, hörte sie das Scheunentor knarren. Das erstmal hatte sie hingeschaut und eben noch sehen können, wie der blonde Schopf des Toni dahinter verschwand. Das Mädchen ärgerte sich darüber, daß es rot wurde, warf dann aber den Kopf herum und ging eilig weiter. Ja, das fehlte noch, daß sie wegen des Bühlers rot wurde, der konnte am Ende noch meinen, es sei ihr etwas an ihm gelegen. Seit jenem Morgen schaute sie ge- flüssentlich nach der andern Seite, wenn sie von der großen Bühlerschen Hofstatt her jemanden husten hörte.

Der Winter wurde dieses Jahr sehr streng. Schon im November fiel ein tiefer Schnee, der dann unter dem kalten Ostwind bis über Weihnachten liegen blieb. Die Agath, des Bühlers Frau, kränkelte. Sie hatte im kalten Herbst bis in den November hinein Obst aufgelesen. Ihrem Mann kam es nicht in den Sinn, sie heimgehen zu heißen, auch wenn er sah, daß sie fast die Finger abfror. An dem Tage aber, wo die letzten Mostäpfel unter Dach gebracht wurden, mußte sie sich beim Heimgehen am Leiterwagen halten, so daß der Toni besorgt fragte: „Mutter, ist dir nicht gut?“ Da hatte sie nur müd gelächelt: „Schon lang nicht mehr, Bub, aber sag dem Vater nichts davon, gelt!“

Die Agath hatte in ihren alten Tagen immer noch einen Heidenrespekt vor ihrem Franz. Er hatte ihr in den langen Jahren der Ehe nicht viel Gutes getan und meinte doch, er sei immer recht mit ihr gewesen. Aber die

Agath merkte halt den Unterschied zwischen „Gutsein“ und „Rechtsein“ und das schon im ersten Jahre ihrer Ehe. Da- mals, als sie einsah, daß der Franz nicht sie gemeint hatte, sondern ihr Geld, da gingen ihre Gedanken den kurzen Weg nach der Halde — —. Als dann auch ihre Augen oft durchs Stubenfenster das kleine Höflein suchten und dem dünnen Räcklein aus dem Kamin des Haldenhauses folgten, da wurde der Franz einmal wild und sagte im Sinausgehen: „Hättest dich halt früher besinnen sollen, Frau, nun nützt das Nachschauen nicht mehr viel!“

Der Agath hatte das Herz ungestüm geklopft und sie kam sich vor wie eine Verbrecherin. Von jenem Tage an schaute sie nicht mehr nach der Halde hinauf und wenn sie vielleicht noch einmal an den Jakob dachte, so drehte sie sich um, ob auch sicher der Franz nicht hinter ihr stehe, von dem sie glaubte, er könnte sogar erraten, an was sie denke.

So war sie das geworden, als was man sie im Dorfe achtete: Eine stille, schaffige Frau, die selten mit den Leuten zusammentam und die ihre beiden Söhne aufzog, daß es eine Freude war. Der Älteste, der Toni, war strammer Kavallerist, der am Sonntag mit seinem „Fuchs“ gern an den Häusern vorbeiritt, in denen er heiratsfähige Mädchen wußte. Rudolf, der jüngere, hatte die stille Art der Mutter geerbt; er studierte am Seminar und es hatte eines harten Kampfes bedurft, bis sich der Bühler dazu verstand, einen Sohn studieren zu lassen. Da war es vielleicht zum ersten- mal vorgekommen, daß sich die Agath energisch gegen den Willen ihres Mannes erhoben hatte. Und ihrem Drängen verdankte der Junge endlich auch die Erfüllung seines Wunsches.

Die Agath alterte vor der Zeit. Und wenn sie auch nicht mehr daran dachte, es könnte noch einmal anders kommen, so saß sie doch zuweilen still in der Stube und es ging ihr durch den Sinn, daß ihr Leben eigentlich doch nicht so gewesen sei, wie es hätte sein können, wenn — nein, weiter denken durfte man nicht, man war doch des Bühlers ehrenhafte Frau!

Aber nun war sie krank. Zäh und heftig kam es über die Frau nach jenem kalten Novembertage im Großader. Der Bühler maß dem Ding anfangs wenig Bedeutung bei und erst am dritten Tage ließ er auf das Drängen Tonis den Doktor holen. Der machte aber schon ein bedenkliches Gesicht und brummte etwas von „zu spät rufen“.

Am andern Tage wußten es alle im Hause, daß der Frau nicht mehr zu helfen war. Sie selbst wußte es wohl am besten. Aber keines von allen fand den Mut, mit der Mutter über Dinge zu reden, die nun einmal vor dem Sterben gesagt sein müssen. Den Bühler hielt eine Ab- neigung vor den Kranken von ihr fern und er hatte sie gefragt, ob es ihr nicht gleich sei, wenn er in Rudolfs Kammer schlafe. Natürlich hatte sie nichts dagegen, aber innerlich schrie sie auf. Das war also das Ende, das Letzte, das er ihr antat, mit dem sie dreißig Jahre lang gelebt hatte, dem sie treu und unbescholten zur Seite gestanden!

Der Toni kam auch an diesem Tage, nach der Mutter Befinden zu fragen. Er sah, wie sehr sie litt. Daß sie aber weinte — nein, das konnte er nicht begreifen. „Mutter, so sage doch, was ich für dich tun kann“, fragte er, „ich kann nicht zuschauen, wie du leidest!“

Sie lächelte unter Tränen: „Nein, Bub, es ist nicht das was du meinst, die Schmerzen wären noch zu ertragen, wegen denen weint eine alte Frau nicht. Aber — ich muß es nun dir sagen, wenn der Vater doch nicht mehr zu mir kommt!“

„Der Vater scheut sich halt vor den kranken Leuten, meint's sicher nicht böse, Mutter!“

„Wir wollen das nicht untersuchen, Toni, aber denk, wenn man am Sterben ist, sieht man doppelt klar und ich